

Seit wann gibt es eigentlich Liebe?

Schilling, Hans

Erstveröffentlichung / Primary Publication

Arbeitspapier / working paper

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Schilling, H. (2017). *Seit wann gibt es eigentlich Liebe?*. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-50960-1>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY Lizenz (Namensnennung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:
<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY Licence (Attribution). For more Information see:
<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0>

Seit wann gibt es eigentlich Liebe?

von Hans Schilling

Liebe ist – aber war sie auch?

Liebe ist. Soviel ist sicher – sie begegnet uns in der alltäglichen Flut von Popsongs und Filmen; sie ist regelmäßiger Gegenstand nicht nur der unterhaltenden, sondern – wie dieser Text beweist – auch ein Thema der ‚Non Fiction‘-Literatur. Beinahe täglich säuselt mir Ellie Goulding ins Ohr, dass sie meiner Liebe und Zeit bedürfe; etwa ebenso oft kann man sich im Ersten Deutschen Fernsehen geradezu eines ganzen „Sturmes der Liebe“ vergewissern. Bei aller Individualität des modernen Menschen scheint es also eine Grundüberzeugung zu geben, die uns alle eint: für ein gutes Leben sei Liebe die notwendige, manche würden sogar sagen, die hinreichende Bedingung: „All you need is love“.

Liebe ‚ist‘ also nicht nur, sondern sie ist sogar ein sehr zentraler Topos unserer Kultur. Aber ist sie das eigentlich auch für andere Kulturen? Andere Kulturen – das können einerseits solche sein, die es heute auf der Welt gibt, die jedoch nicht der unseren entsprechen. Andere Kulturen können aber auch zu Gesellschaften gehören, die mittlerweile nicht mehr existieren. Wie sah Liebe zum Beispiel im Alten Rom aus? Und: Gab es das überhaupt?

Soziologische Perspektiven

Für die Soziologin Barbara Kuchler ist klar:

„Romantische Liebe ist kein archaisches Relikt, sondern eine Erfindung der Moderne [...]. Erst ab 1800 setzte sich das Konzept der romantischen Liebe durch. [...] Die Liebe ist also keine universelle Erfahrung, die immer schon zum Menschenleben dazugehört hat“ (Kuchler 2014).

Liebe gibt es erst seit 1800? Das mag auf den ersten Blick etwas befremdlich wirken. Aus Sicht der *Soziologie* ist diese These allerdings durchaus plausibel. Sie geht zurück auf Niklas Luhmann (1927–1998), einem Hauptvertreter der Systemtheorie, dessen Buch „Liebe als Passion“ (1982) ein bahnbrechendes Werk innerhalb der Literatur über Liebe darstellt. Bereits 1969 entstand ein Aufsatz des gleichen Titels, in dem er durchaus zugibt: Liebe, auch romantische, hat es natürlich schon vor der Moderne gegeben (Luhmann 1982/2008).

Ihr *Durchbruch* habe sich allerdings erst in der Neuzeit ereignet. Unsere Gesellschaft kennzeichne sich durch eine enorme und alles durchziehende Ausdifferenzierung – oder, auf den Menschen bezogen: Individualisierung. Klar: der Umstand, dass ich heute aus tausend Musikrichtungen wählen kann, aus solchen oder anderen Berufen, aus dutzenden Marken von Deodorants – all das vermehrt offensichtlich die Merkmalsdimensionen, auf denen ich mich von anderen Menschen unterscheiden kann. Damit sich ein anderer Mensch nun ausgerechnet für *mich* entscheidet, muss er sich, welche Gründe auch immer ihn dazu treiben mögen, ganz *in meine spezifische Eigenart* verrennen – und eben das ist die Funktion von Liebe der romantischen Sorte (Luhmann 2008).

Solcherlei Liebe könne es, wie gesagt, für Luhmann auch schon früher gegeben haben. Allerdings habe sie damals nicht, wie heute, die Voraussetzung für die Ehe dargestellt, sondern – ganz im Gegenteil – ein potenzielles Hindernis: Heiratsvereinbarungen, Standesgrenzen und moralische Schranken ließen es selten nur zu, dass der, den man liebte, auch der war, mit dem man zu leben hatte. Deswegen sei die insofern oft ‚schädliche‘ Liebe in unschädliche Bahnen geleitet worden: im Minnesang konnte sich die Liebe zu einer unerreichbaren Frau ausdrücken, ohne dass der Liebende sich handelnd versündigte. Sündiger, und doch funktional in diesem Sinne, war die Knabenliebe im Alten Griechenland (Luhmann 2008).

Für die Soziologie ist nun weniger interessant, ob es Liebe als Gefühl schon immer gegeben hat – das wäre eine psychologische Frage –; sie interessiert sich stattdessen für *soziale Tatsachen*. Liebe ist vor der Neuzeit aber schlichtweg nicht in sozial relevante Bereiche vorgedrungen, war für die Reproduktion irrelevant und schuf also gerade keine Tatsachen. Das änderte sich tatsächlich erst mit der Romantik um 1800, die der sozial wirksam gewordenen Liebe ihren Namen gab, und die nur den Beginn eines Prozesses markiert: lange noch wurde die Ehe vor allem als nützliche Verbindung gesehen, bis Frank Sinatra bezüglich Liebe und Heirat erstmals im Jahr 1955 konstatierte, man könne nicht eines ohne das andere haben.

An das Zitat Barbara Kuchlers zurückdenkend, sollte man aber immer noch skeptisch sein: Sie schreibt schließlich nicht nur, dass Liebe erst seit der Moderne gesellschaftliche Bedeutung habe, wie man verkürzt etwa Luhmanns Standpunkt charakterisieren könnte. Sie schreibt auch, Liebe sei keine universelle *Erfahrung*! Das hieße ja, die These von der „Erfindung der Liebe“ um 1800 wäre nicht nur auf deren fassbare, gesellschaftliche Folgen, sondern auch auf die menschliche Innenwelt zu beziehen: das *Gefühl* Liebe hätte es vorher nicht gegeben. Wer das behauptet, leugnet die objektive Realität der Liebe und versteht sie stattdessen als *reine* Konstruktion: Liebe bestehe lediglich in den Annahmen, Erwartungen und Sinnsetzungen, die wir als zu ihr gehörend betrachten. Selbst wenn Kuchler nicht im Sinne dieses streng konstruktivistischen Standpunktes verstanden werden möchte, so leistet sie diesem Missverständnis doch Vorschub, denn man begegnet diesem in der Literatur durchaus (z.B. Beall/Sternberg 1995).

Um die Liebe zu retten

Aus Sicht der *Psychologie*, in deren Gegenstandsbereich diese These liegt, erscheint dies höchst abwegig. Hier hat man es unter anderem mit den biologischen Korrelaten innerer Zustände zu tun. Diese werden nicht als Konstruktionen, sondern als zwar durch Messung interpretierte, aber im Kern objektiv existente Realitäten behandelt. Diese objektiv existenten, inneren Abläufe können sich durch die Geschichte hindurch zwar theoretisch verändern. Wahrscheinlich aber hatte ein Verliebter zu Zeiten der Antike ganz ähnliche Schmetterlinge im Bauch, wie wir sie heute kennen.

Genau das werde ich im Folgenden zeigen. Dazu soll eine Charakteristik der Liebe im Alten Rom skizziert werden, wozu ich mich eines Buches des antiken Dichters Ovid bediene. Nun muss man Eines wissen: Ovid, der etwa zur Zeit Christi Geburt gelebt hat, war zum einen einer der großen, klassischen Poeten, dessen „Metamorphosen“ heute wahrscheinlich von jedem Lateinschüler gelesen werden. Zum anderen war er aber vor allem Eines: ein schonungsloser Ladykiller. Wer daher in seinem Büchlein „Ars amatoria“ (Liebeskunst, Ovid 1861) Zeugnisse tiefer Gefühle zu finden hofft, wird Ovid bald zum Mond schießen wollen. Und tatsächlich wurde der Arme anlässlich besagten Werkes ins heutige

Rumänien verbannt, was ihn insofern schwer getroffen haben dürfte, als es in Rom, wie er schreibt, so viele hübsche Mädchen gegeben habe. Sein Buch ist eher eine Art Kurzanleitung für angehende Aufreißer-Typen, er ist der Urahn aller sogenannten ‚Pick up – Artists‘. Trotzdem findet sich als ‚Negativ‘ der zotigen Ratschläge Ovids eine echte Darstellung von Liebe in seinem Buch.

What would Ovid do?

Also, was muss man nun nach Ovid tun, um im Alten Rom eine Frau für sich zu gewinnen? Zunächst gilt es natürlich, ein buchstäblich liebenswertes Mädchen zu finden. Ovid weiß eine ganze Menge Orte in Rom, die zur Brautschau eignen, darunter etwa das Kolosseum oder der Circus Maximus. Hier kommen zur Zeit der Wettkämpfe sehr viele Menschen zusammen: „Da triffst Du Mädchen an zum Lieben sowohl als zum Spielen“ – naja, Ladykiller eben (I, 91). Nun muss ein jeder nur sein Auge schweifen lassen: „Erstens trachte danach, was lieben Du möchtest, zu finden [...]. Wähle, wo Du sagen magst: Du, Du gefällst mir allein“ (I, 35, 42).

Wer weiter liest, merkt schnell: Schüchternheit ist Ovids Sache nicht. So empfiehlt er, sich direkt neben die Erwählte zu setzen, viel Körperkontakt herzustellen und sie in ein Gespräch zu verwickeln. Dabei sollten möglichst ähnliche Vorlieben für Wettkämpfer bekundet werden, wie sie die Sitznachbarin verrät. Etwas ‚alte‘ Schule ist auch nicht verkehrt: der Gentleman fegt der Dame nämlich den Staub vom Gewand, den vorbeirennende Pferde aufwarfen, auch wenn es da gar keinen Staub gibt, und zeigt sich auch sonst allseits zuvorkommend.

Als nächstes gilt es, die Angebotete auch außerhalb gesellschaftlicher Anlässe auf sich aufmerksam zu machen. Liebesbriefe stellten auch damals schon eine Option dar. Früher oder später ist es aber unumgänglich, bei dem Mädchen zu Hause vorstellig zu werden. Hier kann ein guter Kontakt zu den Sklaven der Dame und ihrer Magd von Nutzen sein. Letzterer sollte man jedoch lieber rein freundschaftlich begegnen: „Bleibt doch immer mein Rat, sich zu enthalten der Magd“ (I, 380) – zumindest, bis man sich der Zuneigung der Herrin sicher sein kann. Das Weitere folgt dem auch heute üblichen Gebrauch, die Auserwählte mit kleinen Geschenken zu bedenken, und seien sie auch in Eile unterwegs gekauft, das sollte aber verschwiegen werden!

„Kleinigkeiten, jedoch passende gibt mit Geschmack. [...]
Dass sie vom Stadtgut wären geschickt ihr, kannst Du ihr sagen,
mögen sie immer gekauft sein auf dem heiligen Weg“ (II, 262, 265–266).

Auch – und wieder den heutigen Sitten nicht unähnlich – sollte die eigene Körperhygiene halbwegs ernsthaft betrieben werden. Dazu gehören passende Kleidung und Schuhwerk, ein Besuch beim Barbier, geschnittene Nägel, Zahnhygiene, ja sogar das Schneiden der Nasenhaare. Aber: nicht übertreiben! Denn „Männern geziemt versäumte Gestalt“ (I, 509). Mitunter kann es sogar nützen, etwas „heruntergekommen“ auszusehen, zeigt es doch, wie sehr man sich nach der Geliebten verzehrt, alles andere vernachlässigend. Liebe – Leid – Leidenschaft, das gehörte auch im Alten Rom bereits zusammen.

Vertraut kommt uns auch Ovids Ratschlag vor, mit Komplimenten um sich zu werfen. Da kann auch der Neuling wenig falsch machen, denn „es hält sich für liebenswürdig jede“ (I, 613). Tunlichst nur sollte vermieden werden, irgendeinen körperlichen Makel der Dame anzusprechen, es sei denn, man könne auch ihn geschickt in einen Vorzug verwandeln: „Garstiges mildere man durch Namen [...]. Schlank sei die, die da kaum leben vor Magerkeit kann“ (II, 657, 660). Und, ganz wichtig: „Forsche auch nicht nach dem Alter, in welchem Jahre das Licht sie habe erblickt – das ist strenger Censoren

Geschäft“ (II, 663–664).

Bei jeder Schwärmerei kommt irgendwann der Tag, an dem man die Karten auf den Tisch legen muss, will man nicht weiter heimlich lieben. Diesbezüglich erteilt der Dichter den Rat, sich bloß nicht zu schnell entmutigen lassen, wenn die Angebetete das Beziehungsangebot nicht unmittelbar positiv bescheidet:

„Wenn sie versage den Kuss, nimm den versagten dir doch.
Kämpfen wird sie vielleicht anfangs und sagen: Du Böser!
Aber sie wird besiegt werden doch wollen im Kampf“ (I, 664–666).

Im Falle hartnäckigen Misserfolgs kann es von Hilfe sein, zunächst die Freundschaft des betreffenden Mädchens zu suchen: „Unter dem Namen des Freunds schleiche die Liebe sich ein. Solchergestalt sah oft ich überlistet die Spröde“ (I, 720–721).

Mit diesen raffinierten Maschen bewaffnet, fühlt sich der Dichter erkennbar wohl: „Andere erfreue das Alte; ich schätze mich jetzt erst zu leben glücklich; die jetzige Zeit eignet sich meinem Geschmack“ (III, 121–122). Was aber macht die Zeit für Ovid so toll? – Vor allem, dass die Mädchen eine intensive Körperpflege betreiben. Was diese betrifft, gibt er in seinem dritten, den Frauen gewidmeten Teilband der ‚Liebeskunst‘, sogar ganz konkrete Hinweise. So ist es ihm besonders wichtig, dass „nicht auch strotze von Haaren das Bein“. Doch sofort nimmt er den allzu plumpen Ratschlag zurück, habe er es schließlich nicht mit „Mädchen von Caucasus“ Felsen“ (III, 194–195) zu tun...

Ovids Ausführungen sind stellenweise frauenverachtend; manche Verse würden heute höchstens als grobe Altherrenwitze durchgehen – vielleicht waren sie auch schon damals als solche gemeint? Jedenfalls wird man zugeben müssen, dass die meisten seiner Maschen heute ebenfalls als denkbar erscheinen. All das scheint sich über die Distanz von 2.000 Jahren also kaum verändert zu haben.

Where is the love?

Nach dem, was ich bisher von Ovid zitiert habe, kann man sich schon fragen, wo darin Zeugnisse von Liebe enthalten sein sollen – bisher mutet er eher an als ein antiker Barney Stinson, erscheint seine ‚Liebeskunst‘ eher als ein Playbook. Jedoch ist Ovid – anders als die meiste Zeit Barney – nicht nur auf oberflächliche, schnell sich abwechselnde Schönheit bedacht. Ganz im Gegenteil misst er inneren Werten prinzipiell größeren Wert bei und widmet einen beachtlichen Teil seines Buches der Frage, wie man ein Mädchen solcherart dauerhaft bei sich halten kann.

„Das Liebenswürdige liebt man;
Und nicht gibt das Gesicht dies und die bloße Gestalt. [...]
Darum, wer Du auch seist, trau scheu nur der trüglichen Schönheit [...]" (II, 107–108, 143).

Einem geistreichen Mädchen würde Ovid also ohne Weiteres den Vorzug geben. Das schließt nicht aus, dass es die erotische Anziehung ist, welche die Liebenden ersteinmal zusammenführt, wohingegen die geistigen Eigenschaften erst später erkannt und geliebt werden. So kann aus rein sexuell motivierten Annäherungsversuchen echte Liebe erwachsen: „Wirklich Lieb wird oft, die nur geheuchelt erst war“ (I, 618).

Wie gelingt es aber, mit der gewonnenen Partnerin dauerhaft glücklich zu leben? Die Antwort besteht vor allem darin, in seinen Bemühungen niemals nachzulassen. In schlechten Zeiten, etwa bei

Krankheit, solle man der Freundin besonders fürsorglich beistehen, in guten Zeiten die schon gegebenen Ratschläge munter weiter befolgen: Geschenke, Komplimente, Einigkeit und außerdem: „Heilige Scheu dir stets einflöße der Freundin Geburtstag“ (I, 417). Das alles ist natürlich nicht immer so einfach, denn Ovid erkennt gut: „Meist ist übermütig das Herz in günstiger Lage, und gleichmütig das Glück zu ertragen nicht leicht“ (II, 437–438). Viele werden aus ihrer Lebenserfahrung bestätigen können, dass man sich nach einer Zeit eben machmal zu sehr aneinander gewöhnt, dass der einstmalige Märchenprinz plötzlich mit Bierplauze auf dem Sofa ruht. Allerdings ist ein gewisses Maß an Gewohnheit gar nicht so schlecht, „denn mächtiger [ist] nichts als Gewohnheit“ (II, 345). Um die Spannung gleichwohl aufrecht zu erhalten, „wirst fern Du ihr sein, dass sie sich sehne nach dir. [...] Doch sei kurz der Verzug; mit der Zeit ermattet die Sehnsucht“ (II, 350, 357).

Ansonsten sollte Streit möglichst vermieden werden, was leichter gelingt, wenn jeder souverän seinen Geschäften nachgeht, ohne sich rechtfertigen zu müssen: „Lass sie kommen, gehen, wohin sie nur will“ (II, 544). Selbst in dem Fall, dass die Partnerin fremdgeht, empfiehlt Ovid, das nicht zur Sprache zu bringen, ja es am besten von vornherein als hinzunehmende Möglichkeit einzukalkulieren. Schließlich stellt der Dichter dies den Männern auch frei: „Auch verdammt euch nicht zu einem Mädchen mein Ausspruch. Das sei fern! Kaum kann dieses verlangen die Frau“ (II, 387–388). Wer seine Freundin hingegen auf den Fehltritt anspricht, kann schnell über das Ziel hinausschießen: „Was erst sie verbargen, tun sie nun freier“ (II, 589–590). Sollte die offene Auseinandersetzung tatsächlich unumgänglich sein, ist „im Beischlaf dann Einigung“ zu suchen (II, 462).

Überhaupt nimmt Sexualität in Ovids Verständnis dauerhaft funktionierender Partnerschaften einen zentralen Stellenwert ein. Dabei legt er besonderen Wert darauf, dass diese dem beiderseitigen Gefallen dienen soll, weshalb er Knabenliebe und Prostitution für sich selbst ablehnt. „Gleichen Teil am Genuss trage das Weib und der Mann“ (II, 682). Allerdings gelinge der gemeinsame Orgasmus jungen Liebenden nur selten, „Jahre dreißig und fünf [!] sind zu erfüllen vorher“ (II, 694).

Damit wir uns richtig verstehen...

Obwohl die Möglichkeit der Ehescheidung existierte, gab es im Allgemeinen keine Liebesheiraten im Alten Rom. Mädchen wurden stattdessen jung verheiratet unter Rücksicht auf standesgemäße Verbindungen. Ovids Buch behandelt deswegen weniger die Frage: Wie finde ich eine potenzielle Ehefrau und lebe glücklich mit ihr bis ans Ende unserer Tage? Eher könnte man die Devise so formulieren: Gut, ich habe geheiratet. Und jetzt suche ich die Liebe meines Lebens. Insofern zeigt sich durchaus, dass Äußerungsformen von Liebe von sozialen Bedingungen abhängen, und diesbezüglich ist die konstruktivistische Position im Recht. Allerdings ist ebenso deutlich geworden, dass es den *Innenzustand Liebe* zur Zeit Ovids prinzipiell gegeben hat, nur eben außerhalb der Ehe. Dies dürfte zudem kaum selten gewesen sein, da Ovids Liebesgedichte beim Publikum sehr gut ankamen.

Auch ist Liebe immer schon Passion, also Leid, gewesen. Die Schmerzen der Sehnsucht zumal im Falle unerfüllter Liebe treten bei Ovid deutlich hervor: „Hager machen den Leib durchwachte Nächte dem Manne. Hager der Schmerz, den stets heftige Liebe erzeugt“ (I, 735–736). Daneben existieren Quellen aus der Antike, die geradezu eine Art Liebeskrankheit bezeugen. So sei der neben Hippokrates wohl einflussreichste Arzt der Antike, Galenos (2. Jhd.), einmal zu einer Patientin gerufen worden, die über Schlaflosigkeit und diffuse Ängste klagte. Sie war, wie sich herausstellte, heimlich in einen Theaterschauspieler verliebt, was nach Ausschluss organischer Krankheitsfaktoren schließlich als

Ursache für die Symptomatik erkannt wurde (Jackson 1969: 365–366).

Es ändern sich manche Dinge eben doch nie. Schon vor Tausenden von Jahren verliebten sich Menschen, umwarben sich, gewannen sich, enttäuschten sich, oder wurden glücklich. Natürlich ist Liebe trotzdem *auch* eine Konstruktion: Liebesheirat, das gab es im Alten Rom selten. Außerdem ist kaum zu übersehen, dass homosexuelle Liebe sich auf Bereiche beschränkte, in denen der römische, männliche Bürger seine ‚Männlichkeit‘ nicht einbüßte, also der dominierende Part blieb: Knabenliebe. Erwachsene lesbische oder schwule Beziehungen werden kaum auch nur angesprochen; Ausnahme: Martial. Dieser berichtet sogar von einer Hochzeit zweier Männer – was er weniger aufgrund der gleichgeschlechtlichen erotischen Anziehung als anstoßend empfand, als wegen der Notwendigkeit für einen der beiden Partner, die ‚Braut‘ spielen zu müssen (Martial 2013: XII, 42; Williams 1999: 248). Jedenfalls wird man hier wohl keine Heirat unter Rücksicht auf gesellschaftliche Konventionen unterstellen können.

Insgesamt wird deutlich, dass es zweifelsohne Umbaumaßnahmen gibt, die ein Konstrukt von Zeit zu Zeit erfährt, wobei das Fundament aber überdauert.

...und Ovid?

Oben wurde mitgeteilt, Ovid sei für seine ‚Liebeskunst‘ ins heutige Rumänien verbannt worden. Das ist jedoch nicht die ganze Wahrheit, denn sein Büchlein war schon seit mehreren Jahren erschienen, als Kaiser Augustus es plötzlich für zu obszön erachtete. Es gab wohl noch ein weiteres Vergehen, um das Ovid allerdings ein großes Geheimnis macht.

Jedenfalls musste er Frau und Heim in Rom zurücklassen. Wenn man Ovids Schilderung der Abschiedsszenen Glauben schenkt, könnte es mit seiner Gattin seinerzeit durchaus eine Liebesheirat gewesen sein. Weisungsgemäß zog er nach Tomis, dem heutigen Constanța, am Schwarzen Meer, wo es ihm – gelinde gesagt – nicht besonders gefiel. Konsterniert nahm er seine neuen Nachbarn, „die hosentragenden Geten“ (Ovid, 2011, IV, 6) zur Kenntnis und war bestürzt über die Sicherheitslage im römischen Grenzgebiet – zumal der vormals überprivilegierte Dichter bei Alarm selbst zu Schwert und Schild zu greifen hatte. Was ihn aber am meisten gestört haben dürfte, denn in gefühlt jedem seiner Briefe berichtet er davon, ist die ungeheure Kälte, die dortzulande vorgeherrscht habe. Nun, wenn das Klima damals auch nur in etwa so war, wie es heute ist, kann das nur eine Übertreibung gewesen sein. Jedenfalls ist ihm die Rückkehr nie gestattet worden und er starb im Exil. Zumindest schien er sich gegen Ende hin doch noch mit der einheimischen Bevölkerung angefreundet zu haben, so dichtete er wohl bald in „barbarischer“ Sprache und wurde zu einer Art unfreiwilligem Ehrenbürger der Stadt.

Literaturverzeichnis

Beall, Anne E./Sternberg, Robert J. (1995): The Social Construction of Love. In: Journal of Social and Personal Relationships. Bd. 12, Nr. 3, S. 417–438.

Jackson, Stanley W. (1969): Galen – On mental disorders. In: Journal of the History of the Behavioral Sciences. Bd. 5, Nr. 4, S. 365–384.

Kuchler, Barbara (2014): Wahnsinn zu zweit. Liebe ist wie eine Krankheit. Kein Wunder, dass wir uns so lange gegen sie gewehrt haben. Beitrag vom 23.4.2014 auf der Internetpräsenz der Zeitschrift „The European“:

<http://www.theeuropean.de/barbara-kuchler/8201-liebe-ist-eine-erfindung-der-neuzeit> (Januar 2017).

Luhmann, Niklas (2008): Liebe als Passion [1969]. In: Kieserling, André (Hrsg.): Liebe. Eine Übung. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 9–91.

Luhmann, Niklas (1982): Liebe als Passion: zur Codierung von Intimität. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Martial/Holzberg, Niklas et al. (Hrsg.) (2013): Epigramme. Berlin: Akademie Verlag.

Ovid (1861), Ars Amatoria [Liebeskunst]. In: Lindemann, Heinrich (Übers.): Ovids Werke, Fünfter Theil. Leipzig: Engelmann. Zit. nach: <http://gutenberg.spiegel.de/buch/liebeskunst-4724/1> (Januar 2017).

Ovid (2011), Briefe aus der Verbannung. Mannheim: Artemis & Winkler.

Williams, Craig A. (1999): Roman Homosexuality. Ideologies of Masculinity in Classical Antiquity. New York/Oxford: Oxford University Press.